

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 8 (1918)
Heft: 7

Artikel: Durchs Sperrfeuer
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634450>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

— da hatte sie ihn noch gar nicht kennen gelernt! Aber die ausgestreckte Hand ließ sie denn noch unberührt. Sie wollte denn doch sehen — —

Heinrich wartete fünf Sekunden, während denen sie sich beide mit Blicken maßen — eine arge Kraftprobe. Dann nahm er den Schlitten unter den Arm und sprang über den Graben auf die Wiese. Krach! machte die gefrorene Schneedecke. Einmal, zweimal, dreimal, viermal — Sie wollte doch sehen —

Starr folgten ihm ihre Augen. Kalt und fälter wurde es in ihr bei jedem Zoll, den er von ihr abrückte. Aber sie brachte es nicht über sich, auch nur leise seinen Namen zu rufen. Warum? Wozu? War sie nicht immer noch das gutverförgte Fräulein Stadler, selbst wenn — —

Noch nie hatte Liebe härter mit dem Stolz gerungen.

Und ihre Hände — ach, diese Hände, die nicht wußten, ob sie sich nach ihm ausstrecken oder den bereitwilligen Mund verschließen sollten!

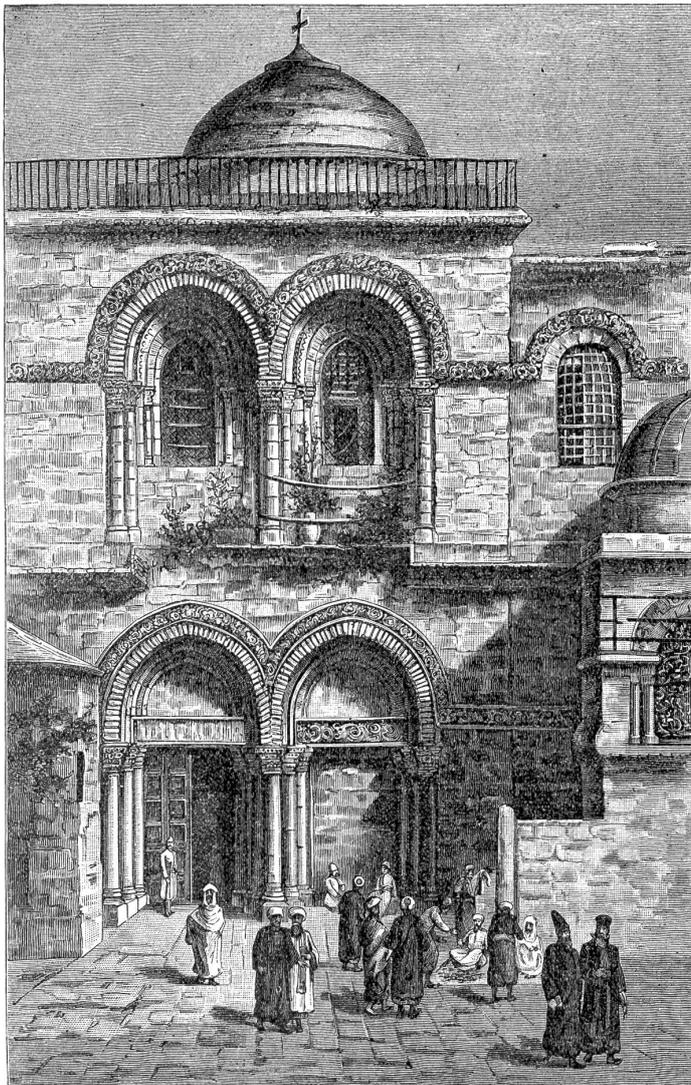
Nicht ein einziges Mal sah er sich um. Stapf, stapf ging es weiter bergan, dem Galgen zu, wie die Wolfshaldenhöhe im Volke hieß. Immer enger zog die Angst ihre Kreise um das zurückgebliebene Herz — die Angst, etwas zu verlieren, was nie, niemals wieder zu finden war! Hatte sie nicht ein Gelöbniß getan — eines, das bis in alle Ewigkeit gelten sollte?

Hundert Schritte oder mehr trennten sie von ihm — da hielt sie's nicht länger aus — sie sprang ihm nach in dem hohen Schnee — immer in seinen Stapfen, schnell wie eine abschnurrende Stahlfeder, bis sie, atemlos, kaum mehr weiter konnte. (Fortsetzung folgt.)

Durchs Sperrfeuer.

2

Es ist das Sperrfeuer. Jetzt heißt es durch diesen Flammenwirbel und diese schrecklichen, senkrechten Wolken durch. Und man stürzt sich hinein, man kommt durch: durch Zufall; dabei habe ich gesehn, wie sich Gestalten stellenweise torfelnd im



Die Grabeskirche in Jerusalem. (Sie soll an der Stelle des biblischen Golgatha und der Grabesstätte Christi stehen.)

Wirbel drehen und sich dann hinlegten; dann kam plötzlich wie ein Widerschein des Jenseits über sie. Ich habe seltsame Gesichter gesehn; sie stießen seltsame Schreie aus; aber man sah sie schreien, ohne die Laute im betäubenden Höllelärm zu vernehmen. Eine wütende Kohllengut fiel in ungeheuren, roten und schwarzen Massen um mich herum und wühlte die Erde auf, riß sie unter meinen Füßen weg und warf mich auf die Seite wie ein federndes Spielzeug. Ich erinnere mich, daß ich über eine brennende Leiche geschritten bin; sie war kohlschwarz, und über ihr lag eine rote Blutlache, die knisterte. Ich weiß auch noch, daß neben mir die Mantelzipfel Feuer gefangen hatten und eine rauchende Spur hinter sich zurückließen. Dann zog ein schreckliches Feuerleuchten unsere Blicke nach rechts und blendete uns; dort flammte es längs des Laufgrabens wie dicht nebeneinander gedrängte brennende Menschenen.

— Vorwärts!

Jetzt geht's fast im Laussschritt weiter. Man sieht Leute wie Blöcke umfallen, das Gesicht nach vorn; andere wiederum sterben bescheiden, als ob sie sich auf den Boden setzten. Man springt plötzlich auf die Seite, um nicht auf die Toten zu treten, die artig und steif auf dem Boden liegen, oder auch aufgebäumt; den Verwundeten muß man auch aus dem Weg gehn; sie sind die gefährlicheren Fallen; denn sie schlagen um sich und klammern sich an die Vorübergehenden fest.

Der internationale Laufgraben!

Es ist erreicht. Die Kanone hat die Stachelbrähte mit ihren langen, gewundenen Wurzeln ausgerissen, auf die Seite geworfen oder aufgerollt, weggefegt oder in breiten Häufen aufeinandergeschleudert. Zwischen diesen großen, verregneten Eisenhecken ist die Erde aufgerissen und frei.

Der Graben wird nicht verteidigt. Die Deutschen haben ihn verlassen, oder eine erste Sturmwelle ist hier schon drüber gerollt . . . Er ist innen mit Gewehren gespickt, die an die Böschung lehnen. Auf dem Boden liegen Leichen umher. Aus dem Wirrwar der langen Gruber starren aus grauen Ärmeln mit roten Besätzen Hände und gestiefelte Beine. Stellenweise ist die Böschung zertrümmert und das Holzgerüst niedergehauen; die ganze Grabenflanke ist durchbrochen und mit einem unbeschreiblichen Durcheinander belegt. An anderen Stellen kaffen runde Wasserlöcher. In meiner Erinnerung an diesen Augenblick sehe ich vor allem das Bild eines seltsamen zerlumpten Grabens, bedeckt mit bunten Lappen: zur Herstellung der Erdsäcke hatten die Deutschen Leinwand, Kattun und allerhand bunte Wollstoffe benutzt, die sie in irgend einem Tapeziererladen geplündert hatten. Dieses bunte Durcheinander hing zerfetzt und zerzaust in dem Wind, knallte, flatterte und tanzte einem vor die Augen.

Dann sind wir in den Graben gestiegen. Der Leutnant aber, der hinübergesprungen ist, ruft, schreit und winkt uns zu:

— Nicht hier bleiben. Vorwärts! Immer vorwärts!

Wir klettern auf die Böschung des Grabens hinauf und treten dabei auf Säcke, auf Waffen und auf Rücken, die darin angehäuft liegen. Das Tal unten ist von Granaten aufgewühlt; Trümmerhaufen und Leiber bedecken es. Die einen sind regungslos wie Gegenstände; andere rühren sich leise, andre zucken krampfhaft zusammen. Das Sperrfeuer wirft immer noch seine höllischen Entladungen auf das Gelände hinter uns, dort, wo wir durch sind. Hier aber, am Fuße des Hügels, wo wir augenblicklich stehn, reicht die Artillerie nicht hin. Ein kurzer, bescheidener Ruhepunkt. Hier betäubt einem der Lärm die Ohren nicht; man schaut sich gegenseitig an. Wir haben Fieber in den Augen und das Blut rötet uns die Backen. Der Atem schnurrt durch die Nase und das Herz hämmert einem in der Brust.

Man erkennt einander wieder im hastigen Dufel, wie wenn ein schlechter Traum uns plötzlich eines Tags in die Todeschlucht zusammengeführt hätte. Dann wirft man sich in dieser Höllelichtung ein paar hastige Worte zu:

— Bist du's!

— Heilig nochmal! Was wir abkriegen!

— Wo ist Cocon?

— Weiß nicht.

— Hast du'n Hauptmann gesehen?

— Nein . . .

— Geh't's?

— Ja.

Jetzt haben wir das Tal durchschritten, der andere Abhang steht vor uns. Wir klettern hintereinander auf einer flüchtig angelegten Erdtreppe hinauf.

— Achtung!

Ein Soldat, der die Treppe bis zur Mitte erreicht hat, fällt barhäuptig um, von einem Granatsplitter an der Hüfte getroffen, wie ein Schwimmer mit vorgestreckten Armen; dann sieht man die unförmige Silhouette jener Masse in den Schlund tauchen; ich sehe noch als Einzelheit seine wehenden Haare über dem schwarzen Profil seines Gesichtes.

Wir haben die Höhe erreicht.

Eine große, farblose Leere dehnt sich vor uns aus. Zuerst sieht man nichts als eine kreidige und steinige Steppe, gelb und grau, soweit das Auge reicht. Keine Menschenwelle geht uns voraus, vor uns kein lebendes Wesen, aber der Boden ist mit Toten bedeckt: frische Leichen, die noch den Schmerz oder den Schlaf nachahmen; daneben liegen alte Trümmer, die bereits entfärbt und in den Wind gestreut und fast von der Erde verdaut sind.

Im Augenblicke als unsere schwankende Linie auftaucht, fühle ich, wie neben mir zwei Leute getroffen werden und zwei Schatten zu Boden stürzen; sie rollen uns auf die Füße, der eine mit einem schrillen Schrei, der andere verstummend wie ein Dohle. Ein anderer verschwindet wie weggerückt mit einer wahn sinnigen Gebärde. Man rückt instinktiv aneinander und drängt stolpernd nach vorwärts, immer vorwärts; die Wunde in unserer Masse schließt sich von selbst. Jetzt bleibt der Adjutant stehn, hebt seinen Säbel hoch, läßt ihn fallen und kniet hin; sein Körper beugt sich ruckweise nach hinten, sein Helm fällt ihm auf die Absätze und dann verharrt er in dieser Stellung, barhäuptig, das Gesicht zum Himmel gefehrt.

Unsere vorwärtsdrängende Reihe spaltet sich plötzlich und geht mit Ehrfurcht an dieser unbeweglichen Erstarrung vorüber.

Aber den Leutnant sieht man nicht mehr. Also keinen Anführer mehr . . . Die menschliche Welle stürzt am Rande der Hochebene. Man steht da und hört den heiseren Hauch der Lungen.

— Mir nach; schreit irgend ein Soldat.



Das Innere der Grabeskirche mit der Grabkapelle, die die genaue Stelle des Grabes Christi bezeichnen soll.

Dann stürzt man sich wieder vorwärts mit steigender Hast dem Untergang entgegen.

* * *

— Wo ist Bertrand? jammert mühsam eine Stimme, die vorwärts gelaufen war.

— Da! Hier . . .

Bertrand hatte sich im Vorübergehen über einen Verwundeten gebeugt; aber er verläßt schnell den Soldaten, der ihm die Arme nachstreckt und zu schluchzen scheint.

Im Augenblicke als er uns wieder einholt, hören wir vor uns aus einer Art Geländehöhe heraus das Tak-tak der Mitrailleuse. Es ist ein beklemmender Augenblick und noch schrecklicher als vorhin das Erleben jenes flammenden Sperrfeuers. Diese wohlbekannte Stimme spricht klipp und klar und hört sich schrecklich an. Aber jetzt bleibt man nicht mehr stehn.

— Vorwärts, vorwärts!

Heisere Seufzer verraten die Atemlosigkeit, aber man stürzt weiter dem Horizont entgegen.

— Die Deutschen! Ich seh sie! sagt plötzlich einer.

— Ja . . . ihre Köpfe dort über dem Graben . . . Dort ist der Schützengraben, dort der Strich. 's ist ganz nahe. Ha! die Kälber!

Man sieht in der Tat kleine, graue Klappen, die in Abständen aus dem Boden herausragen, ungefähr fünfzig Meter von uns entfernt, jenseits eines schwarzen, zerpfügten und höckerigen Geländefruches.

Ein Ruck wirft die ganze Gruppe, zu der ich gehöre, wieder vorwärts. So nahe am Ziel, bis hierher noch unverwundet, sollte man es jetzt nicht glücklich erreichen? Freilich wird man das Ziel erreichen! Man schreitet weit aus. Man hört nichts mehr. Ein jeder stürzt vor, durch den schrecklichen Graben angezogen, starrt nach vorn und ist fast unfähig, den Kopf nach rückwärts oder seitwärts zu drehen.

Man hat das Bewußtsein, daß viele das Gleichgewicht verlieren und zu Boden stürzen. Ich springe seitwärts, um dem plötzlich ausgestreckten Bajonett eines stürzenden Gewehres zu entgehen. Ganz in meiner Nähe reckt sich Farfadet mit blutendem Gesicht, stolpert auf mich zu, wirft sich auf Wolpatte, meinen Nebenmann, und klammert sich an ihn; Wolpatte knickt zusammen, aber er drängt unaufhörlich vor, schleppt ihn einige Schritte mit, will ihn los werden und schüttelt ihn ab, ohne ihn anzuschauen, ohne zu wissen, wer er ist; dabei schreit er ihm mit abgehackter, in der Anstrengung fast erstickter Stimme zu:

— Laß mich los, laß los, Gottverdammich! . . . Wirft nachher gleich aufgehoben: mach dir keine Sorge.

Der Andere fällt zusammen; sein Gesicht, das eine rote, völlig ausdruckslose Maske trägt, dreht sich hin und her, während Wolpatte schon weiter läuft, nach dem Graben stiert und automatisch zwischen den Zähnen wiederholt: „Mach dir keine Sorge.“

Eine Kugelwolke spritzt um mich auf: vielfaches, plötzliches Stehenbleiben, zögerndes, fuchtelndes, sich sträubendes Niederstinken, plötzliches Untertauchen mit der ganzen Körperlast, Schreie, dumpfe, wütende Ausrufe der Verzweiflung oder das schreckliche und hohe „Han!“, wenn das ganze Leben mit einem Schlag erlischt. Und wir, die wir noch nicht getroffen sind, wir stieren vorwärts und gehen, wir laufen durch das Spiel des Todes, das blindlings in das Fleisch unsrer Leiber fährt.

Der Stacheldraht; ein ganzer Strich ist unbeschädigt; wir gehen um ihn herum; ein weiter und tiefer Durchgang ist durch den Drahtverhau gebrochen; er bildet einen kolossalen Trichter, der aus mehreren, neben einander liegenden Trichtern besteht, wie das schaurige Maul eines Vulkans, den die Kanonen ausgegraben haben.

Diese Zertrümmerung bietet einen erschütternden Anblick. Es sieht wirklich aus, als habe die Erde ihr Inneres ausgespuckt. Der Anblick derartig zerissener Erdschichten stachelt unsere Angreiferwut an und einige rufen mit finstern Kopfschütteln, obwohl die Worte jetzt der Kehle schwer entrisßen werden:

— Herrgott! Was haben die hier abgekriegt! Herrgott noch mal!

Wie vom Wind hin und her geweht steigen und sinken wir über die Erdhöcker und in die Gräben dieser maßlosen Bresche, die den Boden aufgewühlt, geschwärzt und mit wütenden Flammen zerfressen hat. Die Schollen bleiben an den Schuhen kleben und wütend reißt man sich los: das Rüstzeug und die Stoffe, die den weichen Boden bedecken und die Wäsche, die aus den aufgeschlitzten Säcken darüber zerstreut liegt, bewahrt einen vor dem Einsinken; man sucht sich deshalb solche Trümmer aus und setzt den Fuß darauf, wenn man in die Löcher springt oder wenn's die Hügel hinaufgeht.

Hinter uns her drängen Stimmen:

— Vorwärts, Kinder, vorwärts! Gottverdammich!

— Das ganze Regiment ist hinter uns, ruft man.

Keiner dreht sich um und will es sehn, aber diese Zusage feuert unsere wütende Jagd noch stärker an.

Man sieht keine Mützen mehr hinter der Grabenböschung, der wir uns nähern. Vorne liegen deutsche Leichen zerstreut, wie Punkte angehäuft oder wie Striche ausgestreckt. Jetzt kommen wir an. Die Böschung entpuppt im einzelnen ihre

heimtückischen Formen: die Schließcharten . . . Man steht jetzt unglaublich nahe davor.

Jetzt fällt etwas vor uns hin. Es ist eine Granate. Mit einem Fußtritt wirft sie Bertrand so geschickt zurück, daß sie vorwärts in den Graben springt und dort platzt.

Auf diesen glücklichen Schuß hin betritt die Korporalschaft den Graben.

Pépin hat sich auf den Bauch geworfen. Er kriecht um eine Leiche herum, erreicht den Rand und steigt hinein. Er ist der erste im Graben. Fouillade schreit und fuchtelst mit den Armen in der Luft herum, springt in den Graben, faßt im gleichen Augenblick als Pépin hineinschleicht . . . Jetzt sehe ich, blitzartig, eine ganze Reihe schwarzer Dämonen sich über die Böschung bücken und am Rande der schwarzen Falle hinknien, um hineinzusteigen.

Eine schreckliche Salve spritzt uns auf ein paar Schritt ins Gesicht; dabei flackert plötzlich eine Flammerampe längs der Böschung auf. Zuerst waren wir betäubt, dann fassen wir uns wieder und lachen laut auf, teuflisch lachen wir: es war zu hoch gezielt. Und gleich darauf gleiten wir und kollern und fallen lebend, schreiend und mit brüllenden Befreiungslauten in den Bauch des Grabens! (Schluß folgt.)

„Der Chrißwäg“.

Zu Alfred Fankhausers „Oberemmentalischem Drama“.

Wir erleben es äußerst selten, daß ein Dialektdichter sich ernsthaft um die Tragödie bemüht. Dies hat einen doppelten Grund: einmal sind die Talente sehr dünn gesät, die der künstlerischen Tragik nahe kommen, und dann bietet die Volkssprache mit ihren Grenzen für den Gefühlsausdruck schier unüberwindliche Schwierigkeiten für den nach höchsten dichterischen Zielen Strebenden. Nicht zu reden von den materiellen Schranken, die dem Dialektdichter gezogen sind und die eben ein starkes Talent nicht leicht erträgt.

Eine berndeutsche Tragödie ist solchermaßen eine Seltenheit, daß es sich schon aus Gründen der Kuriosität verlohnt, sie eingehend zu besprechen. Darüber hinaus ist man angesichts der Tatsache, daß sich die psychologischen Schranken, die der Dialekttragödie gezogen zu sein schienen, als nicht absolute erweisen, also angesichts des unzweifelhaften Erfolges des Fankhauser'schen Dramas zu den schönsten Hoffnungen berechtigt für die künftige Wirkung unserer Volksschühne im Sinne einer Vertiefung und Festigung unseres Volkstums. Wenn das Publikum unserer Heimatschuhtheater einmal erkannt hat, daß die große Sache des Menschenherzens ebenfogut — oder noch besser — in der schlichten Sprache der engern Heimat als in der verfeinerten der großen Literatur verfochten werden kann, wenn es durch gute, innerlich feingearbeitete Dialektstücke auf die Unterscheidung zwischen grobschlächtiger, banaler, alltäglicher Gesinnungsweise und feilscher Schönheit hin erzogen worden ist, dann hat das Heimatschuhtheater eine Leistung vollbracht, für die ihm das Vaterland dankbar sein muß. Denn alsdann hat der Schweizerdichter das erhabene Podium zur Verfügung, von dem aus er als nationaler Erzieher wirken kann. Der Traum des Nationaltheaters ist in Erfüllung gegangen in dem Momente, wo sich dem nationalen Dichter auch die nationalen Schauspieler zur Seite stellen. Warum unser Volkstheater nicht auch künstlerisch gebildete Schauspieler besitzen soll, die ihre Schulung in einer vom Staat subventionierten Theaterschule holten, vermögen wir nicht einzusehen.

Es scheint, als ob uns eine Generation von jungen Theaterdichtern heranwachsen wollte. Robert Fäsi und Max Pulver — um zwei dieser ausgesprochen dem Theater zugewendeten Talente zu nennen — kommen für das nationale Theater in unserem Sinne nicht in Betracht, weil sie ihre Bühnenstücke hochdeutscher Sprache schreiben. Dafür sehen wir Fred Stauffer in Bern eifrig um eine berndeutsche Komödie bemüht und besitzen wir in Alfred Fankhausers „Chrißwäg“ die erste